

Sächsische Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Freitag 13. Dezember 1895.

Preis 10 Pfennig.

Deutsches Reich.

Der Kaiser, fürte gestern Vormittag von 9 Uhr ab die Vorträge des kaiserlichen Kronrat...

Das Wölffische Telegraphen-Bureau brachte am Dienstag Abend eine von ihm in der Mittagsausgabe wieder-

Die Aufnahme des neuwählten Abgeordneten Radwanitzki in die Centrumsfraktion hat in Schleien fast unangenehm berührt.

Aus denselben läßt sich zunächst feststellen, daß sich in der Zeit vom Jahre 1887 bis 1894 die Zahl der überhaupt freiwillig in das Meer eingetragenen Mannschaften...

Ein überaus roher Artikel hat neulich das von Dr. Stiglitz herausgegebene „Vaterland“ abgedruckt...

Parlamentarisches

Die Reichsständliche Vereinigung des Reichstags ging gestern Abend noch zum zweiten Teil der Tagesordnung...

Dem Reichstage ging von dem Abg. Sig. Dr. Frhr. v. Dreyer, ein Vorschlag...

Der mit Unterstützung der Reichspartei im Reichstage eingebrachte Antrag...

Die Kommission für Arbeiterhaft hat ihre am Dienstag begonnenen Verhandlungen am Mittwoch Nachmittag beendet.

Dem Reichstage ist von Seiten der sozialdemokratischen Partei ein Gesetzentwurf betreffend die Aufhebung des Zunftzwanges...

Frankreich.

Die Annahme des Heeres- und Marinesbudgets. Die französische Deputiertenkammer mag einen erheblichen Teil ihrer Zeit an Parteifandaillen...

Spanien.

Zur Winklerkrisis. Wie verlautet, wird Ministerpräsident Canovas heute der Königin Regentin das Entlassungsgesuch des Gesamtministeriums über-

Niederlande.

Der Austritt des Kriegsministers. Voraussichtlich zum 6. (18.) Dezember erfolgt der Austritt des Kriegsministers Wommans...

Türkei.

In Konstantinopel. Ist die politische Lage insofern in ein etwas verändertes Stadium getreten, als sich der Frage der Durchfahrt der zweiten Stations-

Die Erlaubnis von der Zulassung der zweiten Stationschiffe wurde bereits den Festungscommandanten der Daranelle telegraphisch mitgeteilt.

Deutscher Reichstag.

Nicht ganz drei Dutzend Abgeordnete waren gestern zu löblichen Thun versammelt, als der Präsident um 11 Uhr die

Sitzung eröffnete, in der es endlich gelang, die erste Beratung des Etats zu Ende zu bringen. Der Antimitik Zimmermann, der als erster das Wort ergriff, gab zunächst seinem Befremden Ausdruck über die offizieller und offiziellerer erfolgten negativen Enthaltungen...

6. Sitzung vom 12. Dezember.

Zugedrängung. Etwa. Gies ging den unaufrichtigen Wettbewerger. Am Tische des Bundesrats sind anwesend: die Staatssekretäre von Reich, Graf Balloonski, Niedring, Holmann, der Kriegsminister Bronstorf von Schellendorf...

Hallescher Courier.

Tägliche Unterhaltungs-Beilage der Halleschen Zeitung.

Nr 292.

Halle a. S., Freitag, den 13. Dezember

1895.

Dorothee.

Novelle von M. M.

I.

Es ist Spätsommer!

Durch die klare, sonnendurchleuchtete Luft schiefen pfeilschnell Schwalben, nirgends rastend noch ruhend, als hätten sie noch unendlich viel zu besorgen, ehe sie die Schwingen heben zum nahen Zuge nach dem Süden. Silberne Fäden hängen am Baum und Busch oder schwingen sich leise, wie in neckischem Spiel, von Blume zu Blume. Altweiberjommer nennt sie der Volksmund. Wie ausgestorben liegt der weite Gutshof; hin und wieder tönt das Raseln einer Kette aus den Ställen, oder ein muthwilliger Hahn läßt sein helles Kikeriki ertönen. Knechte und Mägde sind auf dem Felde, beschäftigt, die letzten Garben des goldenen Ernteseigens zu bergen und heimzuführen. Nichts regt sich — nur dort auf der weinumsponnenen Veranda des Gutshauses dehnt sich ein prächtiger Jagdhund; von Zeit zu Zeit sieht er wie fragend nach der Glasthür, die ins Innere führt, und endlich wird seine Ausdauer belohnt — die Thür öffnet sich, und ein junges Mädchen tritt heraus. Wie eine schöne Statue steht sie einen Augenblick im Rahmen der Thür, groß und schlank, die dunklen, schönen Augen sehnsüchtig in die Ferne gerichtet. Fast gedankenlos streicht ihre Hand liebevoll über das glänzende Fell des treuen Nero, und sich zu ihm hinabbeugend, fragt sie ihn leise: „Sag, Nero, wo ist Dein Herr?“ Das Thier sieht sie aus treuen Augen an, doch nur ein Schweifwedeln antwortet, und mit müder Bewegung läßt sie sich in einen der herumstehenden Korbsessel gleiten. — Unwillkürlich von der waltenden Stille beeinflusst, wandern ihre Gedanken in die Vergangenheit, und wie ein lichter Traum zieht ihre Kindheit an ihrem Geiste vorüber.

Dorothee war das einzige Kind ihrer gutfuturten Eltern. Ihr Vater, der Freiherr von Bergthal, hatte als junger, stotter Offizier dies Gut von seinem Onkel geerbt. Wie ein Geschenk Fortunae fiel dem leichtlebigen, ziemlich verschuldeten Cavalier damals diese Erbschaft in den Schooß. Von Stund an ward er ein anderer. Durch die Gunst des Schicksals in den Stand gesetzt, all seinen Verpflichtungen nachzukommen, konnte er nun auch seinen kühnsten Traum verwirklichen und sein Mädchen, die Geliebte seines Herzens, heimzuführen. Sie war die bildschöne, aber arme Tochter eines Majors. Glück, strahlendes Glück zog mit dem jungen Paare in Bergthal, so hieß das Gut, ein. Der Freiherr bewirthschaftete es selbst, und was er nie erträumt, nun wars zur herrlichsten Wirklichkeit geworden; Abends, wenn er vom Felde heimgekehrt war, standen die beiden Glücklichen Arm in Arm auf der Veranda und kosteten ihr Glück voll aus. Ahnte das schöne, junge Weib wohl schon damals, daß der Reid der Götter ihr nur noch eine kurze spanne Zeit auf diesem schönen Fleckchen Erde gönnte? An dem Tage, wo sich ihrer beider Herzenswunsch erfüllte, als man ihm einen Sohn, einen Erben in die Arme legte, schloß die junge Mutter die strahlenden Augen für immer. Wie hatte der einsame Mann diesen Sturz von der Sonnenhöhe des Glückes ganz überwunden; sein heranwachsender Sohn Heinz erst lehrte ihn das Leben wieder lieben. Und als er diesen hinausziehen ließ, draußen in der Welt ein Mann zu werden, da erst entschloß der alternde Mann sich, seinem Heim noch einmal eine Herrin, sich eine Gefährtin für die Tage des Alters zu geben. Seine Wahl fiel auf die Tochter eines benachbarten Gutsbesizers, ein blaßes, stilles Mädchen mit einem Herzen reich an Liebe. Sie trug dem Stiefsohn echte Muttertreue und dem Manne an ihrer Seite eine schüchterne, tiefe Zuneigung entgegen. Als Heinz, ein neunzehnjähriger Jüngling, einst zu den Ferien von der landwirthschaftlichen Hochschule heimkehrte, da führte man ihn an die Wiege eines Schmelzherdens. Tiefbewegt stand der Jüngling damals vor dem rofigen Kinde und gelobte sich in heiliger Begeisterung, der Kleinen, holden Menichenblume stets ein treuer

Bruder zu sein. Er ahnte nicht, wie bald er diesem Kinde, das ihn aus märchentiefen Augen anguckte, Alles sein sollte.

Ein halbes Jahr war dahingeflogen im Wechsel der Tage, da stand Heinz erschüttert an den frischen Gräbern beider Eltern, die einer Epidemie zum Opfer gefallen waren, und nun hatte Dorothee Niemand auf der Welt als ihn, den großen Bruder.

Mit eisernem Fleiß beendete er seine Studien; eine Verwandte nahm sich des Kindes an, und dann kam der Tag, an dem er die Leitung des arg zurückgegangenen Gutes übernahm und mit starker Hand in die Speichen des abwärts rollenden Rades griff.

Jahre vergingen. Er wurde ein rechter, tüchtiger Mann und des Hauses Sonnenschein war Dorothee, sein Kind, wie er sie zu nennen pflegte. Ihr opferte er jede freie Stunde, er ersetzte ihr Vater und Mutter, stets hatte er Zeit und Lust, ihre Freuden zu theilen und ihren kleinen Leiden ein Tröstler zu sein.

Das einsame Mädchen auf der Veranda seufzte tief auf! Ja, er war ihr Abgott, wie liebte sie diesen Bruder! Er war der Held ihrer Träume, ihr Ideal. Kein Wunsch, den er ihr verlagte, keine Erinnerung, in die seine hohe kraftvolle Gestalt nicht eng verwoben war. Sie sah sich im Geiste vor nun zwei Jahren vor dem Altar des Dorffirchleins knien; sie hörte den greisen Pfarrer bewegte Worte sprechen von der selbstlosen Liebe ihres Bruders, der in 16 Jahren ihr stets ein Freund und Rathgeber gewesen, ja mehr, ein Vater, der selbst einsam geblieben sei, ohne eine Gefährtin durch's Leben gehe, nur um ihr Glück und Heimath zu erhalten. — Hier stockten die Gedanken der Sinnenden; sie sprang über sich über die Stirn, als wollte sie einen Schatten ver scheuchen. Ach, das war's ja eben, der Gedanke verließ sie Tag und Nacht nicht mehr. Sie konnte ihm so gar nichts sein; sie raubte ihm vielleicht gar sein Glück. Warum nahm er sich eigentlich nicht ein junges Weib? Er war nun 35 Jahre alt, ein Mann auf der Höhe seines Lebens und es wäre ja auch so natürlich gewesen. „Gewiß, so natürlich“, flüsternd die plötzlich erblähten Lippen des Mädchens. Und doch, wenn sie daran denkt — eine Andere, eine Fremde soll hier einziehen in die lieben Räume, sie soll das erste Recht an Heinz haben, an ihren Heinz. Sein erster Gruß soll jener gelten, seine Fürsorge sie umgeben und sie Dorothee, sie muß von ferne stehen und die Almosen seiner Liebe dankbar hinnehmen, sie eine Geduldete neben jener — seinem Weibe. — Mit wilder Geberde greift sie in die schwarzen Haarfluthen. — „Nein, lieber todt!“ Wie eine Aufschrei ringt sich's von ihren Lippen, und aufschluchzend vergräbt sie das Antlitz in den Händen. Ganz ihrem Schmerz hingegeben, hat sie das Nahen elastischer Schritte überhört, und nun sieht er plötzlich vor ihr.

Groß, blond, mit ach so treuen, blauen Augen, ein echter Germane, „ihr Siegfried“ wie sie ihn nennt.

Ein gutmüthiges Lächeln um die Lippen, tritt er an sie heran und ihr Kinn hochhebend, fragt er mit leichtem Spott:

„Na, Kleine, was fehlt Dir? D, o, welche Uebersehmung. Wer wird so verschwenderisch mit dem kostbaren Naß umgehen! Ist Dir wieder mal die Peterfilie verbagelt, oder hat einer von den Leuten den schuldbigen Respekt vor dem gnädigen Frölen verlegt? Beichte mal, komm, schütte Dein kleines Herzchen aus!“

Er will den Arm um sie legen, aber fast heftig stößt sie ihn zurück.

„Heinz,“ grollt sie. „Du weißt, ich kann es nicht leiden, wenn Du mich immer wie ein Schulkind verpöttest; ich will nicht immer nur Deine kleine Schwester sein, ich bin 17 Jahre. Ach, Heinz —“ sie ichting plötzlich leidenschaftlich den Arm um seinen Hals, — „ich möchte Dir doch so gern mehr sein, Deine Gefährtin, ich will Deine Sorgen theilen, Du sollst mir von Deinen Plänen sprechen, ich will Dir errieken, was Du vermischt.“

Sie bricht plötzlich ab, glühendes Roth färbt ihre Wange — nein, das kann sie ihm doch nicht sagen, daß sie ihm das Weib erzeigen will, ein alles verkehrendes Weib. Fast hilflos blickt Heinz von Bergthal auf das leidenschaftliche Mädchen in seinen Armen herab. Ist das wirklich seine bis vor Kurzem noch so heitere, kleine Schwester, die den ganzen Tag singend und jubelnd das Haus durchtanzte? — Das Kind ist zum Weibe geworden, nicht lange, und aus seinem Heideröslein wird sich eine stolze Gentilofie entfalten.

„Aber Kind — Dorothee“, verbesserte er sich schnell, „was sind das für Ideen. Ein so junges Mädchenherz kann sich doch nicht damit beschweren, ob ich mir vielleicht die neue Dreischmaschine anschaffen soll oder ob ich mir noch ein neues Geipann zulegen soll. Wo hast Du die hochtönenden Phrasen gelesen? Du bist und bleibst mein kleines dummes Schwesterchen, welche keine andere Verpflichtung hat, als heiter zu sein, sich des Lebens zu freuen und es mir durch Frohsinn zu verschönen. Punktum, Kleine.“

„Ja, Deine Puppe, ein Nichts, ein Spielzeug für müßige Stunden“, höhlt sie fast schluchzend hervor, „nein, das ertrage ich nicht.“

Und ehe er antworten kann, ist sie verschwunden. Kopfschüttelnd sieht der Gutsherr ihr nach und dann sich niederlassend, stützt er sorgenvoll den Kopf in die Hand. Ja, sie hat Recht. Die Gefährtin fehlt ihm, ein junges, frohes Weib, das ihn lachen lehren könnte, das Auge in Auge, Herz an Herz, mit ihm seine Straße ziehen und mit ihm genießen und mit ihm streben könnte.

Ach, bisher hat er nur Pflichten gekannt, bittere ernste Pflichten. In der ersten Zeit, als er das Gut übernahm, stand schon am grauen Morgen Frau Sorge an seinem Lager und rüttelte ihn mit harter Hand wach. Wird er sein Streben belohnt sehen, wird er das Gut halten können und seiner Dorothee die Heimath?

Dann kam die Sorge um das Kind, das ihm das Geschick an's Herz gelegt. Wird es ihm gelingen, wird er der schweren Verantwortlichkeit gewachsen sein, diese Knospe gesund an Leib und Seele zu erhalten? Ein Mächtigerer hat ihn sichtlich gesegnet; ja, er hat sein Ziel erreicht, doch um welchen Preis! Die Zeit ist nicht mehr fern, da wird ein anderer Mann kommen und seine kleine Dorothee begehren und an sein Herz nehmen, und sie wird jubelnd an des fremden Mannes Halse hängen und fortziehen und den Bruder allein lassen. Ach, ihm graut vor dieser Einsamkeit.

Drum will er ein junges Weib in sein Haus führen, er will jauchzende Kinder um sich spielen sehen und von rosigen Lippen den holden Vaternamen hören. Er weiß solch' ein holdes Menschenkind, so recht geschaffen, Glück und Liebe um sich zu verbreiten; sie will er heimholen, als treue Wächterin seines Herdfeuers. Sie soll ihm die trüben Geister der Melancholie bannen und mit sanfter Hand die Falten von seiner Stirn streichen. Heute wollte er es Dorothee sagen und sie bitten, der neuen Schwester eine liebe Freundin zu sein. Welch' ein köstliches Leben sollte das werden, sie Drei im Winter am Kamin, sie Drei im Sommer Feld und Wald durchstreifend. Gestern hat er sich ihr Jawort geholt und eben wollte er es Dorothee künden in stolzer Seligkeit, ihr, dem Liebsten auf der Welt nach seinem holden Bräutchen. Was hatte sie nur? Und rasch aufspringend eilt er ins Haus, die kleine Widerpenstige zu suchen und ihr sein holdes Geheimniß anzuvertrauen.

(Schluß folgt.)

[Nachdruck verboten]

Ein klassischer Modeartikel.

Von R. Parker (Mainz.)

Wenn gleich die eigentliche Parole für Hut- und Kleider-schmuck auch in diesem Modefahr wieder „Belz“ lautet, so behauptet sich daneben doch siegreich die Putzfeder, ganz besonders die Straußenfeder, die ewig-junge, die jugendlich-alte! Sie hat alle Zeiten und Wechsel überdauert; wohl mußte sie zu Zeiten im Hintergrunde verschwinden und andern Modeartikeln den Vortritt lassen, aber dann kam sie immer wieder zum Vorschein, und wo es Festschmuck und reiche Fierde zu schaffen gilt, sei es ei der Taufe, der Hochzeit, bei Begräbniß, bei Hore oder bei eringaren Sterblichen, da wallt über Blumen oder Trauerflor ie graziose, biegsame Straußenfeder.

Ihre höchste Glanzzeit war jene, da man das Barett trug, ist freilich gerichte die bescheidene Hahnenfeder, eine einzelne

folgt, dann folgte der Stuß, um schließlich dem großen Federbusch aus Straußensfedern Platz zu machen. So trugen sie in früheren Jahrhunderten Dame, Ritter, Student und Landsknecht, und bezeichnend für den Luxus der Soldateska während des dreißigjährigen Krieges war es, daß damals die kostbaren Putzfedern den Kriegern bis hinab in die Mitte des Rückens wallten und schaukelten, indes das Volk in den bittersten Entbehrungen schmachtete.

Die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts bis zum Anfang des achtzehnten ließ die Putzfeder vom Schauplatz zurücktreten; man gab dem einfach frisirten Köpfehen um jene Zeit mehr Band und Blumenschmuck, nur als Krönung der seidengepolsterten Sänften wiegte sich ein Trifolium von Straußensfedern, wie es ähnlich heute noch zum Bestandtheil der Gala-Trauerwagen gehört.

Erst die ausschweifende Haartracht des achtzehnten Jahrhunderts, die in meterhohen Frijuregebäuden ganze Schiffe schwimmen, Blumenkörbe durften, ja selbst Obispyramiden und Rüstetromben prangen ließ, brachte die Feder wieder zu Ehren. Zuweilen tauchte ihrer ein ganzes Duzend aus diesem Haarfunkenwerk auf, auch in die nachfolgende Mode des Turbans gingen sie über, um unter Marie Antoinette auf dem Gut Trianon eine Höchstauslage von zwanzig Exemplaren zu erreichen. Ja, die Straußenfeder war im galanten Frankreich gleichsam ein Thermometer des Luxus: je höher sie stieg, desto näher rückte der Siedepunkt der Revolution heran, und zu der Zeit, da so viele schöne Köpfe zu Boden rollten, sank auch dieser kostbare Schmuck der Frauen in den Staub.

Die Erbchaft der französischen Luxusmode trat nunmehr England an. Die Modejournale jener Zeit und nicht minder die Karrikaturen derselben Epoche von 1794 bis ins erst Denzenium des neunzehnten Jahrhunderts offenbaren uns deutlich, wie beladen man damals in London ging, wenn man hochmodern sein wollte. In der Bibliothek des britischen Museums finden sich noch zwei Bände der „Gallery of Fashion“, des beliebtesten Modejournals jener Zeit, das seine Abonnenten nicht nur in England selbst, sondern auch in Rußland und sogar in der Türkei besaß. Es gab, wie in allen Moden, so auch in der Federmode den Ton an. Auf der Liste der Subskribenten, die dem ersten Bande vorangeführt ist, steht neben dem Namen der Kronprinzessin auch die Prinzessinnen Augusta und Elisabeth, die Herzoginnen von York und Buckingham, die Landgräfin von Hessen, die Prinzessinnen von Württemberg, die Marchesen von Cumberland und Suffolk, die Marlboroughs, u. v. a., und selbst Mahimud Effendi-Rais, der Gesandtschaftssekretär der hohen Porte, abonnierte auf ein vierteljährig Exemplare, die ein „extra reitender Bote“ allmonatlich in das Serail Stambuls hinüberbrachte.

Auch in Spanien, dem Lande der Vorkultur Europas, erschienen schon im achtzehnten Jahrhundert „Federbögen“. Das sind kolorierte Modeblätter für Kopfschmuck, in denen Reiger-, Hahnen- und Straußensfedern derart dominieren, daß die Hüte oder Turbane ganz nebensächlich werden, und die Feder dem Modejournal seinen landläufigen Namen verleiht.

Eine förmliche Revolution auf diesem Gebiete der Mode entstand, als die bis dahin stets einfarbigen Straußensfedern, in zwei Farben erschienen, und zwar derart, daß die obere Hälfte karmoisinroth war, die untere weiß oder schwarz. Bei den primitiven Mittel der Färbekunst jener Zeit erschien dies schon als der Gipfel alles Erreichbaren, nachdem zuvor schon die goldgelbe oder himmelblaue Nuance bei einfarbigen Federn gelungen war. Doch bürgerte sich die zweifarbige Federgarnitur nicht ein und machte sich nicht beliebt. Als eine vornehme Dame Edinburgs bei Halbtrauer in einem weißen Atlashut erschien, der mit weißen und schwarzen Federn garnirt war, spottete selbst der geistreiche Sterne darüber und nannte das einen „Hut-Salat.“

Wir modernen Kinder des fin de siècle können den Ruhm für uns in Anspruch nehmen, daß im Genre der Putzfeder in den letzten zwanzig Jahren mehr Neuheiten, Absonderlichkeiten und Schönheiten produziert worden sind, als in allen Jahrhunderten von Evas erstem Federputz an bis zur Zeit des deutsch-französischen Krieges. Welche Feder wäre nicht Mode gewesen, von der einzelnen Taubenfeder bis zum Flügel und dem ganzen ausgestopften Vogel? Colibri und Amseln, Rabenfitzche und Marabouts, Straußen- und Hahnenfedern — sie alle hatten ihre Regierungszeit und viele herrschen heute noch. Ja, die Feder genügte bald nicht mehr zum Kopfschmuck, sie wand sich um den Rand des Mantels, bald als ganzes, bald in die kleidsamen Linien und Muster eines Besages gebracht; schmückelnd

umpflete sie den schlanken Frauenhals, als luftige Boa flatterte sie im Herbstwind, um spinnwebfeine Gazetücher bildete sie den in zartesten Farben gehaltenen Federbaum, der bald das Kopftuch, bald den Nackenschawl bei eleganten Theater-toiletten vervollständigenden mußte.

Wieder stehen wir in einer Glanzperiode der Bügelfeder und wenn wir auch vielleicht wieder eine „baisse“ erleben, es kann sich nur um einzelne Saisons handeln: auf Jahrzehnte oder Jahrhunderte kann sie bei den immer höher steigenden Ansprüchen an Eleganz nicht mehr verschwinden. Bildet doch sogar bei vielen kulturlosen Völkerschaften Afrikas und Asiens, besonders aber bei den Indianern die einzelne Feder oder eine Federkrone neben einem Halschmuck von Steinen, Muscheln oder Perlen den bevorzugten Zugartikel.

Für die enorme Verbreitung der Straußensefern in allen Welttheilen spricht am deutlichsten die Statistik der Einfuhr. Früher als die Strauße nur wild lebten, ihr Fang nicht sehr leicht fiel und die Verbindung Afrikas mit Europa nur eine unregelmäßige war, standen die Federn im Preise so exorbitant hoch, daß man der „Wittwe Capet“, der unglücklichen Königin Marie Antoinette, es als ein Kapitalverbrechen anrechnete, für ihre Federn insgesamt dreißigttausend Louisdor ausgegeben zu haben. Allerdings besaß sie einige hundert Stück der schönsten Art und in allen Farben, und es ist bekannt, daß die Schwester des Scheufals Simon, jenes Schusters, der den Dauphin Ludwig XVII in Kost nahm, noch jahrelang mit ellenlangen weißen Federn auf ihrem schätzbaren Hut herumging, die von dem Barret des armen königlichen Kindes, wie er es bei seiner Gefangenahme getragen hatte, stammten.

Eine reizende Federn-Anekdote erzählte man sich in Schottland von Walthor Scott. Er trug auf seiner schottischen Hochlandsmütze vorne eine hohe Birkenzweigsfeder, die mit einer grünen Cryolith-Spange festgehalten wurde. Eines Tages war er auf einem Spaziergang Zeuge, wie eine Rehgaus einen Jäger angegriffen, der ihr das Hällein lebendig wegfangen wollte, und wie die Verzweiflung der Mutterliebe ihr in der That den Sprößling rettete. Ganz hingerissen von dem rührenden Erlebnis suchte der Dichter in dem kleinen Gasthaus eines benachbarten Ortes nach Tinte und Feder, um ein im Geiste schon fertiges Gedicht darüber niederzuschreiben. Er fand aber weder das Eine noch das Andere. Rasch entschlossen, mischte er etwas Schornsteinruß mit ein paar Tropfen Ole aus seinem Glase an, nahm die Feder vom Barret, spitzte sie zu einer Schreibfeder an, und die köstliche kleine Ballade, die so entstand, ist ebenfalls ein Schmuckstück geworden, das zusammen mit der berühmten Birkenzweigsfeder noch heute in Abbotsford aufbewahrt wird. Im Laufe der Jahrhunderte hat sich die Feder eine Art Demokratisierung gefallen lassen müssen. Kleopatra erschien mit Pfauenfedern geschmückt, Julia, das Weib des Tiberius, Tochter des Augustus, trug Paradiesvögel von Lybiens Küsten, Semiramis pußte sich mit Enravögeln, das Weib des Rhamses mit einem Kranz von Lotusblumen und Kranichfedern. Was vor zweitausend Jahren und früher eine Zier der vornehmsten und schönsten Frauen war, kann heute schon die einfachste Bürgerfrau ohne Ueberhebung tragen. So hat die Feder wohl an materiellem Einzelwerth verloren, aber mit ihrer tausendjährigen Vergangenheit bleibt sie gleichwohl stets — ein klassischer Modeartikel.

Zur Weihnachtsbäckerei

geben wir in Nachstehendem einige Rezepte, welche sich, wie uns von erfahrenen Hausfrauen versichert wird, bewährt haben.

Lebkuchen. 1 Theil Honig und 1 Theil Zucker werden gekocht, bis sich zur Probe zwischen den Fingern ein Faden ziehen läßt. Halb ausgekühlt wird Mehl bis zu einem festen Teig hineingerührt. 70 Gramm Zucker werden 2 Eiern, 70 Gramm geschnittener Mandeln, 20 Gramm Hirschhornsalz, gestoßenen Zimmt und Nelken, einer halben abgeriebenen Zitronenschale, 70 Gramm feingehackten Zitronat, 35 Gramm geschnittener überzuckerter Pomeranzenschale und 450 Gramm Honigteig zusammen zu einem halbfesten Teig gewirkt. Auf stark mit Mehl bestäubtem Brett wird der Teig kleinfinger dick stark ausgerollt beliebig lange Stücke geschnitten, auf ein Blech nebeneinander gelegt, der Kuchen von mit Butter bestrichenen Leisten eingefaßt und in mittelheißer Mähre gebacken. Ausgekühlt werden die Kuchen mit Eiweißglasur bestrichen, in den Ofen zum schnellen Trocknen gelegt und auseinander geschnitten.

Feine Anisplätzchen. 400 Gramm halb feines Mehl halb Puder, 400 Gramm Zucker beides durchgeseiht, 12 frisch

Eier, 2 Eßlöffel ausgefuchter Anisamen. Das Eiweiß wird zu festem Schaum geschlagen, die Eidotter werden gerührt und langsam zum Schaum gegeben, während man stark und ununterbrochen schlägt; dann wird der Zucker, welcher mit dem Anisamen vermischt worden, löffelweise hinzugegeschlagen, sowie auch nachher auf gleiche Weise das Mehl. Diese Mischung wird theelöffelweise auf eine mit Wachs bestrichene Platte gegeben und bei Mittelhitze gelb gebacken.

Zuckerbregeln. 250 Gramm Butter, 250 Gramm Mehl, 125 Gramm Zucker, 1/2 Liter saurer Rahm, 3 Eigelb, 1 Eiweiß knete zu einem Teig, forme 18 Centimeter lange, fingerdicke Stangen, bilde Bregeln oder Ringe daraus, bestreiche sie mit Eierschraum, bestreue sie mit grobgestoßenem Zucker, geschälten und gehackten Mandeln und backe sie hellbraun.

Vanille-Makronen. 1 Pfund abgezogene Mandeln werden mit 7 Eiweiß im Reibstein recht fein gerieben. Dann nimmt man die Masse in eine Pfanne, rührt ein Pfund Zucker nebst einem Packetchen Vanillezucker hinein, setzt die Masse auf schwaches Feuer und läßt sie unter sorgfältigem Umrühren einige Male aufkochen. Wenn die Mandelmasse erkaltet ist (man kann sie Abends schon kochen) zieht man den Schnee von 3—4 Eiweiß hinein, aber langsam, weil manchmal mehr oder weniger Verdünnung nöthig ist, mit zwei Kinderlöffeln formt man längliche Häufchen, setzt sie auf mit weißem Papier belegte Bleche und backt sie hellbraun. Um das Papier zu entfernen, legt man die Makronen verkehrt auf eine Serviette, bestreicht das Papier mit einem in warmes Wasser getauchten Schwamm und wartet eine Weile, bis sich das Papier leicht von dem Backwerk ablösen läßt.

Weihnachtsstollen mit Mohnfüllung. Man bereitet guten Stollenteig, ohne Rosinen und Citronat dazu zu geben, und rollt denselben auf dem Kuchenbrett zu dünnen Matten aus, welche mit der weiter unten beschriebenen Mohnfüllung stark belegt werden. Den Teig rollt man dann zusammen. Nun legt man die Stollen auf ein Blech, läßt sie aufgehen, bestreicht sie mit Butter und wenn sie Glanz bekommen sollen mit etwas Eiweiß und Zucker und läßt sie gut backen. Die Mohnfüllung bereitet man auf folgende Weise: der Mohn, welcher benutzt wird, muß vorher mit Hilfe der Mohnmühle fein gemahlen werden. Nun wird der Mohn entweder mit Milch oder Zuckerwasser (mit Letzterem hält sich die Füllung länger) gebrüht und mit Zucker, Zimmt und feingestoßenen Mandeln zu einem dicken Brei angerührt. Dieser Brei muß so dick sein, daß der Quirl darin steht. Die Füllung wird je nach Belieben stark auf den Teig aufgetragen.

Allerlei.

Das Paradies eines Dienstmädchens. Eine sehr bewegliche Schilderung der Londoner Dienstmoten finden wir im Journal des Debats; es geht daraus hervor, wie Unrecht unsere Hausfrauen haben, sich über ihre dienstbaren Geister zu beklagen. Eine englische Dame charakterisirte die Ungechlichkeit der dortigen Dienstmädchen damit, daß jede von ihnen zweiliter Arme besitze. Das Höchste in der häuslichen Kochkunst besteht darin, daß ein Mädchen etliche Kohlköpfe oder Kartoffeln in einen Topf wirft und die Grundbestandtheile eines Boddings in den Ofen schiebt. Das Raastbef bereitet sich am Spieß von selbst, und eine Maschine besorgt das Hacken des Fleisches. Die Saucen kauft man flaschenweise fertig beim Delikatessenhändler. Kann eine Köchin eine Sauce und eine Omelette zubereiten, so gilt sie als Künstlerin in ihrem Fache. Das „Hausmädchen“ macht die Betten, aber nicht etwa, indem sie die Matratzen wendet (was niemals geschieht), sie beugnet sich damit, die Bettdecken über die Polster zu ziehen, und so bildet sich auf dem Lager eine dauerhafte Schichte von Schmutz. Das „Hausmädchen“ hält sich an die vom Herkommen vorgeschriebenen Termine. Sie läßt den Schmutz sich ansammeln, bis die Zeit des großen Reinmachens kommt. Das ist alle acht oder vierzehn Tage. Dann werden alle Möbel in die Mitte des Zimmers geschleppt, und man thürmt sie übereinander wie einen Scheiterhaufen, auf dem man den Göttern ein großes Brandopfer darbringen will. In den Ecken wird krampfhaft gefegt. Hierauf mandern die Möbel an ihren Platz zurück. An ihren Platz? Nein. Die Einwohner brauchen geraume Zeit, um sich nach dem Schiffbruche, den das große Reinmachen bedeutet, wieder zurecht zu finden. Die Zimmer sehen hernach aus, wie die römische Welt nach dem Durchzuge der Gothen. Keins dieser Mädchen kann nähen, nicht ein Mal so viel, um ihre eigenen Erketten in Stand

zu halten. Keine kann bügeln. In den Familien, wo zu Hause gewaschen wird, hat man eine Maschine. Diese, die auf dem Continente nicht ihresgleichen findet, ist dazu bestimmt, ein Wäschestück so lange nach allen Seiten zu zerrn, bis es entweder ausgefranst oder in der Mitte zerrissen ist. Betrachtet man ein auf diesem Wege gereinigtes Tisch Tuch, so hat man einen Begriff von der bewegten See. Wirklich eifrig beschäftigten sich die Hausmädchen nur mit dem Reinigen der Treppentufen und der Metallbeschläge des Kochherdes. Die letzteren bearbeiten sie mit solcher Vehemenz, als wollten sie Stahl und Blech mit ihren Händen kneten. Dagegen respektieren sie den Bestand von Spinnweben in der Höhe und lassen sie ungehindert zu Jahren kommen. Mit der Reinigung der Treppentufen sieht man sie in der Regel am Samstag bemüht doch bestimmern sie sich dabei mehr um die auf und ab steigenden Passanten als um die Treppe. Jedes Hausmädchen hat eine Uniform oder eigentlich zwei Uniformen. Während der Arbeit wird ein Rattumkleid, eine einfache Schürze und ein Häubchen getragen. Um vier Uhr vollzieht sich eine Metamorphose. Da kommt ein anliegendes schwarzes Kleid, eine steif gestärkte weiße Schürze mit Mouffelinbändern, die kreuzweise über den Rücken gesteckt werden, an die Reihe, ferner ein Häubchen, aber diesmal ein möglichst kokettes. Hat die dienende Engländerin ihren „Ausgang.“ so glaubt ihr Dienstgeber, wenn er ihr auf der Straße begegnet, eine vornehme Dame zu sehen. Diesen Luxus muß sie freilich durch Verzicht auf das Nothwendigste erkaufen. Oft hat sie nur ein einziges Paar Strümpfe, aber Seidenstrümpfe. Die Dienstgeberinnen treten solcher Coquetterie nicht nur nicht entgegen, sondern fördern sie noch. Von 4 Uhr an läßt die Londoner Magd sich auf keine Arbeit mehr ein. Sie sitzt, auf ihrem Bette liegend, Romane, während Madame dasselbe Geschäft auf dem Sopha im Salon besorcht. Ihr Wahlspruch lautet: „Alles wie Madame!“ Vor 25 Jahren mochte es auch geschehen, daß, wenn sie sich den Thee oder den Reispuder der Hausfrau borchte, dabei recht wohl mußte, daß sie etwas Unrechtes that. Jetzt sieht sie in solcher Gütergemeinschaft etwas ganz natürliches. Trotz alledem betrachtet sich die Diensthöbin in London als gedrückte Sklavin. Das Gesetz begünstigt sie in weitestgehender Weise. Sie kann viel leichter den Dienst verlassen, als die Dienstgeber sie weg scheiden können. Es soll eine gegenseitige einmonatliche Kündigung stattfinden, aber es genügt, wenn sie ein Unwohlsein vorschützt oder einen bestellten Brief vorzeigt, in dem sie wegen einer dringenden Privat-Angelegenheit in die Heimath berufen wird, und man muß sie ungehindert ziehen lassen. Die Polizei mengt sich, auch wenn man ihre Hilfe anruft, fast niemals ein. So führt das Londoner „Hausmädchen“ ein beneidenswertes freies Leben.

Römische Käuze. Allerhand Professorenschnur erzählt der jüngst verordnete Karl Vogt in seinen Erinnerungen, aus denen die „Tägl. R.“ das folgende wiedergibt: Unter den Giebener Theologen glänzte vor Zeiten als Original der Superintendent Palm er, von dem die berühmte Frage: „Wer lacht über Griechenland?“ mit der geforderten Antwort: „Ein ewig blauer Himmel“ stammte. Palmer war einer derjenigen Universitätslehrer, die an bestimmter Stelle einen bestimmten Wis zu machen pflegten. Jahr aus, Jahr ein haspelte er in seinen Vorlesungen dasselbe Heft ab. Die einzelnen Wisse waren bei den Theologen seit Jahren bekannt und hatten ihre besonderen Namen: Der Sauerkrautwis, der Hasenwis u. s. w. Wenn nun in der nächsten Stunde ein Hauptwis kommen sollte, so wurde Hilfe aus anderen Fakultäten geholt und das Auditorium bis zur letzten Ecke gefüllt. Ein Student folgte dem Vortrage auf einer Abschrift des Heftes. In dem Augenblicke, wo der Wis losgehen sollte, gab er ein Zeichen. Prällender, nicht endenwollender Beifall brach los. Palmer beschwichtigte den Sturm mit Haupt und Hand und sagte dann, selbstgefällig lächelnd: „So warten sie doch, meine Herren! Ich habe den Wis ja noch nicht gemacht!“ — Einmal kam ein armer Schulmeister zu ihm: „Herr Superintendent“, sagte er winnend, „so kann es nicht mehr fortgehen! Ich habe den ganzen Tag über Stunden, keinen Nebenverdienst, acht lebendige Kinder und nur 600 Gulden Gehalt! Wenn ich nicht aufgegeben werde, muß ich mit meinen Kindern Hungers sterben!“ — „Thun Sie das“, antwortete Palmer, eine Thräne der Mürung im Auge zerdrückend, „thun Sie das! Sie werden Aufsehen erregen. Ihre Nachfolger werden es besser bekommen!“ — Noch seltsamer war der Anatom Professor Wild brand. Er leugnete noch im Jahre 1834 und 1835, — so erzählt Vogt — als ich bei ihm Kolleg hörte, den Kreislauf des Blutes, die Aufnahme von Sauerstoff bei der Athmung und ähnliche Dinge! „Sauerstoff ist ja kein Stoff! Ich kann ihn nicht sehen! Das ist nur eine Ercheinung!“ Liebig wurde wüthend, wenn man ihm solche Aeußerungen hinterbrachte. „Herr Kandidat“, fragte er meinen Vetter beim Doktorexamen, „was ist vorzüglich, das geistige Auge oder das leibliche Auge?“ „Das geistige, Herr Geheimrath.“

„Jawohl, ja wohl, ganz recht. Nun denn, wenn Sie mit Ihrem leiblichen Auge die Circulation des Blutes im Mikroskope geschaut haben und ich habe mit meinem geistigen Auge geschaut, daß diese Circulation nicht existirt, nicht existiren kann, so habe ich doch wohl recht und Sie unrecht!“ Von einem physiologischen Experiment war bei Wildbrand keine Rede; das Mikroskop zeigte nur Trugbilder, sogar die gewöhnliche, haus adene, menschliche Anatomie wurde in seltsamster Weise verunst, da der Projektor Bernesini sich zuweilen den lächerlichen Spaß machte, die Muskeln und Bänder in anderer Weise abzuzeichnen, als Wildbrand es gemohnt war. Dann zapfte dieser in der Vorlesung an vier, fünf Muskeln mit der Pinzette hin und her, während er sein Pensum dazu her sagte, das zu der Präparation paßte, wie die Faust aufs Auge. Der Glimmpunkt dieser anatomischen Vorlesung war die Demonstration des Ohrmuskeln. Wildbrands Sohn, der die Ohren brillant bewegen konnte, mußte dann erscheinen und man erzählte, daß die Szene in folgender Weise sich abspielte. Nach der Beschreibung der Ohrmuskeln sagte der Professor: „Diese Muskeln sind beim Menschen obsolet geworden. Der Mensch kann die Ohren nicht bewegen, das können nur die Affen. Jolios, mach's mal!“ Der unglückliche Jolios mußte dann aufstehen und mit den Ohren wedeln. — Zur Eröffnung der Vorlesung über Naturphilosophie erschien fast die ganze Studentenschaft. „Meine Haaren!“ fing Wildbrand in seinem breiweisen Weisheit an, „meine Haaren! Die Philosophie kann nicht gelahrt und nicht gelarnt werden!“ Kaum war die Phrase beendet, so stand das ganze Auditorium auf und ging weg — was hatte man noch mit einem Kollegium zu thun, wo nichts gelehrt und nichts gelernt werden konnte?“

Vom Böhertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— **Spamers illustrierte Weltgeschichte** mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte unter Mitwirkung von Prof. Dr. G. Diebel, Prof. Dr. F. Köfiker, Prof. Dr. D. E. Schmidt und Dr. K. Sturmboedel neubearbeitet und bis zur Gegenwart fortgesetzt von Prof. Dr. Otto Raemmel. Dritte, völlig neugestaltete Auflage. Mit nahezu 4000 Text-Abbildungen nebst vielen Kunstbeilagen, Karten, Plänen u. s. w. In 10 Bänden: gebettet je Mark 8.50, gebunden je Mark 10. — (Verlag von Otto Spamer, Leipzig). Der zweite Band von „Spamers Illustrierte Weltgeschichte“ enthält den zweiten Theil der Geschichte des Alterthums, und zwar umfaßt er die Epoche von Alexander dem Großen bis zur Theilung des römischen Weltreichs. Von zwei hervorragenden Kennern des klassischen Alterthums bearbeitet, weist er alle die Vorzüge auf, die der Spamerischen Weltgeschichte sonst nachgerühmt worden sind: geschichtliche Gliederung der Materie, fesselnde Darstellung der Ereignisse bei wissenschaftlicher Gründlichkeit und scharfer Charakterisierung der führenden Personen. Eine besondere Hervorhebung verdient das Kapitel der „Hellenischen Kultur“ von Professor Dr. F. Köfiker, welches, mit warmem Gefühl und feinem Verständniß geschrieben, eine Behandlung erfahren hat, wie wohl bisher noch in keiner Weltgeschichte. Die Illustration dieses Bandes muß sowohl hinsichtlich der Reichhaltigkeit als auch der Auswahl und Ausführung des Bildes ganz außerordentlich genannt werden. Auch hier äußert sich, wie bei den früheren Bänden, das Bestreben, den illustrativen Theil möglichst aus neuem, noch unbekanntem Material zu schaffen. Das Durchblättern des Bandes mit seinen ca. 400 ganz unvergleichlichen Illustrationen wird jeden, und gerade den Kenner am meisten gewinnen. — So vereint der Band abermals die Eigenschaften, welche die bisher erschienenen Bände ausgezeichnet haben: einen trefflichen, zugleich gediegen und schön geschriebenen Text und eine prächtige, alles übertreffende Illustration. Er wird zweifellos dem Werke neue Freunde zuführen. Besonders wird er das Interesse aller Gymnasiallehrer und sonstigen Freunde des klassischen Alterthums auf sich lenken. — Das Werk, von dem nunmehr bereits sechs Bände vorliegen, bildet in seinem imponirenden Einbände das denkbar vornehmste Weihnachtsgeschenk.

— Von der im Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig erscheinenden neuen **Schiller-Ausgabe** liegen jetzt auch der zweite und dritte Band vor. Die anerkennenden Worte, die wir dem ersten Bande widmeten, können auch für die beiden neuen Bände gelten. Ludwig Bellermann hat sich auch in ihnen wieder als ein feinsinniger und sachkundiger Interpret Schillerischer Dichtungen erwiesen. Die Ausstattung der Ausgabe ist eine derartige, daß sie auf dem glänzendsten Weihnachtstisch mit Ehren bestehen kann. — Die richtige Wienerin besitzt die Gabe, sich elegant und einfach zu kleiden und der große Erfolg der „Wiener Mode“ beruht darauf, daß sie die Kunst, sich ohne großen Aufwand praktisch und vornehm zu tragen, lehrt und verbreitet. Aber sie lehrt auch die Herstellung des Kleides nach Wiener Art in sehr anschaulichen, mit Zeichnungen versehenen Artikeln und liefert Fachleuten oder Privatpersonen Schnitte nach Maß gratis. Das eben erschienene Heft 6 der „Wiener Mode“ überrascht durch einen farbenprächtigen Umschlag, gediegene Winter- und Gesellschafts-Toiletten und enthält künstlerisch vornehme, dabei sehr einfach auszuführende Handarbeiten.

Verantwortl. Redakteur: D. Walther Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Thile Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.